

Stefan der Grosse - mittelalterlicher Türkenkämpfer im Zeichen des modernen Nationalismus

Vortrag an der Universität Wien, 21. Oktober 2005

Von Daniel Ursprung, Zürich

Copyright: Daniel Ursprung, E-mail <daurATaccess.unizh.ch>

<http://www.daniel-ursprung.ch>

Der zweite Teil des Vortrages basiert teilweise auf dem Aufsatz von Daniel Ursprung: Umdeutung eines Helden: Tradition von Erfindung und nationale Identität in der Republik Moldau. In: Edda Binder Iijima, Vasile Dumbrava (Hg.): Stefan der Große – Fürst der Moldau. Symbolfunktion und Bedeutungswandel eines mittelalterlichen Herrschers. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2005, S. 15-60 (ISBN 3-86583-039-0). Siehe auch den Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung vom 2. Juli 2005 unter <<http://nzz.de/2005/07/02/zf/articleCWGS8.html>>.

Letztes Jahr wurde der moldauische Fürst Stefan der Grosse anlässlich seines 500. Todestages mit grossem Aufwand gefeiert. Offizielle Feierlichkeiten, eine umfangreiche wissenschaftliche und popularisierende Publizistik, und eine ganze Reihe von Veranstaltungen befassten sich mit dem spätmittelalterlichen Türkenkämpfer. Derart gefeiert wurde der seit nunmehr einem halben Jahrtausend im Kloster Putna bestattete Fürst in gleich zwei Ländern, in Rumänien wie in der benachbarten GUS-Republik Moldau. Die Deutungen des Symbolgehaltes Stefans des Grossen wichen in den beiden Nachbarländern jedoch signifikant voneinander ab. Darauf ist später noch zurückzukommen.

Zuerst möchte ich aber auf Stefan den Grossen selbst sowie den historischen Kontext seines Wirkens eingehen. In einem zweiten Schritt werde ich dann auf die Bedeutungen und den Symbolgehalt eingehen, die ihm als Nationalheld zweier Länder in späteren Zeiten zugeschrieben wurden. Abschliessend werde ich, ausgehend vom vorgestellten Fallbeispiel, einige grundlegende Überlegungen zum Umgang mit Symbolen, wie eben historischen Heldenfiguren, zu deren Funktionsmechanismen und den Umgang mit ihnen anstellen.

Um uns der historischen Figur Stefans des Grossen zuzuwenden müssen wir ins 15. Jahrhundert zurückkehren. Es ist die Zeit der Konsolidierung der osmanischen Herrschaft in Südosteuropa. Die rasante Expansion in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatte die Osmanen innert weniger Jahrzehnte zum wichtigsten Machtfaktor im südöstlichen Europa gemacht. Das Zweite Bulgarische Reich fiel schon an der Wende von 14. zum 15. Jahrhundert unter direkte osmanische Herrschaft, das in Teilherrschaften zerfallende serbische Reich

geriet in osmanische Abhängigkeit und das einst mächtige byzantinische Reich war in den Jahrzehnten vor seinem endgültigen Untergang 1453 im wesentlichen nur noch auf die Stadt Konstantinopel beschränkt. Ganz grob gesagt liesse sich die machtpolitische Situation in Südosteuropa in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts etwa so beschreiben: der Südosten der Balkanhalbinsel war zum zentralen Bestandteil des Osmanischen Reiches geworden, hier lag auch das Reichzentrum Edirne (Adrianopel). Von der Donau im Norden bis zur Ägäis im Süden und vom Schwarzen Meer bis ins heutige Albanien hinein erstreckte sich das Reich. Im Norden stellte das Königreich Ungarn eines der mächtigsten Reiche des mittleren und östlichen Europas dar, das immer wieder in die südosteuropäischen Geschehnisse eingriff.

Dazwischen lagen, quasi kranzförmig rund um den zentralen osmanischen Herrschaftsbereich angegliedert, eine Reihe kleinräumiger Gebieten, die mehr und mehr der osmanischen Hegemonie nachgeben mussten – es handelte sich hierbei etwa um lokale albanische Adelherrschaften, serbische, fränkische beziehungsweise byzantinische Fürstentümer, venezianische Besitzungen, die Stadtrepublik Ragusa, das bosnische Königreich, Byzanz selber und – nördlich der Donau – die Woiwodschaften (oder Fürstentümer) Walachei und Moldau. Nach den grossen Eroberungen der Osmanen des 14. Jahrhunderts kam es nun zu einer schrittweisen Unterwerfung dieser Gebiete unter osmanische Herrschaft, die im Einzelnen sehr unterschiedlich verlief. Neben der militärischen Unterwerfung und direkten Integration ins Reich bestand auch die Möglichkeit, sich dem Sultan freiwillig zu unterwerfen und so unter osmanischer Oberhoheit eine relative Autonomie zu bewahren. Man darf das Osmanische Reich also keineswegs an den Kriterien des modernen Flächenstaates messen, wenn man seinem Charakter gerecht werden will. Nicht Herrschaft über Land und Leute standen im Vordergrund, sondern vielmehr eine in der asiatischen Steppentradition wurzelnde Vorstellung von Herrschaft, die sich auf die Person des Sultans und die ihm dargebrachte Ehre konzentrierte. Nicht der Erwerb von Territorien und die Unterwerfung unter eine eigene Gesellschaftsordnung stand daher, zumindest zu Beginn, bei der Osmanischen Expansion im Vordergrund, sondern die Anerkennung des Sultans als obersten Herrscher. Damit verbunden waren Pflichten wie etwa die Leistung von Tributen und die Teilnahme an osmanischen Kriegszügen.

Das Fürstentum Moldau, an der nordöstlichen Peripherie Südosteuropas zwischen dem Königreich Polen und dem Schwarzen Meer sowie zwischen den Ostkarpaten und den nordpontischen Steppen gelegen, geriet im Verlaufe des 15. Jahrhunderts ebenfalls in den Einzugsbereich osmanischer Truppenverbände. Das Fürstentum hatte sich relativ spät, erst im 14. Jahrhundert an einer wichtigen Handelsroute von Polen (Lemberg!) ans Schwarze Meer

gebildet. Nachdem die Hegemonie der Goldenen Horde östlich der Karpaten zu einem Ende gekommen war, gelang es vlachischen (rumänischen) Heeresführern, die als Beauftragte des ungarischen Königs Grenzmarken kommandierten, sich des ungarischen Einflusses zu entziehen. Dem Ausgreifen Ungarns über die Karpaten war damit Einhalt geboten worden und die Herrscher (Woiwoden) des sich nun bildenden Fürstentums Moldau konnten dank den Zöllen des Transithandels von Lemberg ans Schwarze Meer ihre Stellung festigen. Sie waren jedoch alles andere als selbständig, denn Ungarn und Polen versuchten beide, ihren Einfluss auf dieses Gebiet und die Transithandelsroute auszuweiten. Die Moldau musste daher schon bald unter polnische Lehenshoheit anerkennen, und beide Reiche versuchten immer wieder, in die inneren Geschicke des Fürstentums einzugreifen. Vor allem die Machtkämpfe unter den Bojaren (den moldauischen Adeligen) sowie das Fehlen einer klaren Thronnachfolgeregelung der moldauischen Woiwoden ermöglichte es Polen und Ungarn, Einfluss auf das Fürstentum zu nehmen, indem bestimmte Bojarenfraktionen und Thronanwärter gefördert und gegen andere ausgespielt wurden. Kurzum, die Lage der Moldau war sehr labil, Thronwirren waren bei den recht häufigen Herrscherwechseln die Regel. Nach dem Tod des langjährigen Herrschers Alexanders des Guten (1400-1432) wechselten in 25 Jahren 16 Woiwoden, denen eine noch grössere Zahl an Prätendenten gegenüberstand, die oft mit polnischer oder ungarischer Hilfe den Thron für sich forderten. Die militärischen Auseinandersetzungen waren ein idealer Vorwand für Polen und Ungarn, ihren Einfluss auf die Moldau auszudehnen. Ab etwa 1420 trat nun auch das Osmanische Reich auf den Plan, in dessen Operationsbereich das Fürstentum Moldau geriet. Angesichts der militärischen Stärke der Osmanen anerkannte die Moldau um die Mitte des 15. Jahrhunderts die osmanische Herrschaft und begann, dem Sultan Tribute zu bezahlen. Gleichzeitig blieb aber auch die polnische Lehenshoheit bestehen.

Dies ist die Situation, in der 1457 der junge Stefan aus dem Geschlecht der Bogdanești moldauischer Fürst wurde. Es war zugleich auch die Zeit der grossen Türkenkämpfer: des ungarischen Reichsverwesers Johannes Hunyadi, des albanischen Heerführers Georg Kastriot (Skanderbeg), des walachischen Woiwoden Vlad Țepeș (der das Vorbild abgab für die spätere Figur des Dracula). An verschiedenen Stellen in Südosteuropa stellte sich den Osmanen Widerstand entgegen. Die Motive und Hintergründe waren allerdings jeweils unterschiedlich. Die von anderswo zur Genüge bekannte Tatsache, dass sich die christlichen Herrscher nicht auf ein gemeinsames, koordiniertes Vorgehen gegen die Osmanen einigen konnten, widerspiegelte sich allerdings auch in der Lage der Moldau. Die ersten Jahre von Stefans Regierungszeit waren weniger von der Bedrohung durch die Osmanen geprägt,

sondern vom polnisch-ungarischen Zwist um die Beherrschung des Handelswegs ans Schwarze Meer und insbesondere des Schwarzmeerhafens Kilia an der Donaumündung. Als Lehensmann des polnischen Königs hatte sich Stefan gegen den ungarischen Versuch, ihn vom Thron zu vertreiben und einen der ungarischen Krone ergebenden Woiwoden in der Moldau einzusetzen, mit Waffengewalt zu wehren. Ein weiterer Gegner stellte der Walachische Woiwode Radu der Schöne dar, der in Vertretung osmanischer Interessen ebenfalls Anspruch auf den Hafen Chilia erhob. Zusätzlich kompliziert wurde die ganze Situation durch weitere Mitspieler, nämlich die plündernd in die Moldau einfallenden Krimtataren sowie die Genuesen, denen eine moldauische Herrschaft über Chilia eine unwillkommene ökonomische Konkurrenz gegenüber der eigenen Handelsniederlassung in Kaffa darstellte.

Zum offenen militärischen Konflikt zwischen der Moldau unter Stefan dem Grossen und dem Sultan kam es schliesslich, da dem Osmanischen Reich viel daran gelegen war, den Hafen Chilia unter seine Kontrolle zu bringen. Stefan hatte bereits die Versuche des den Osmanen ergebenden walachischen Woiwoden Radu vereitelt, die Stadt einzunehmen. Der Konflikt zwischen der Moldau und der Walachei um die Donaumündung und damit die Kontrolle der wichtigen Transitroute stand damit bereits unter dem moldauisch-osmanischen Interessensgegensatz.

Eine offene Konfrontation mit dem Osmanischen Reich konnte sich der moldauische Woiwode angesichts der ungleichen Kräfteverhältnisse nur leisten, wenn er mit fremder Unterstützung rechnen konnte. Anfangs der 1470er Jahre sah die Lage insofern gut aus, als das Osmanische Reich auf verschiedenen Seiten in Konflikte, unter anderem mit Ungarn und Venedig, verwickelt war. Stefan stellte so die Zahlung des Tributes ans Osmanische Reich ein und versuchte, in der Walachei einen ihm genehmen Woiwoden einzusetzen, der am gemeinsam am antiosmanischen Kampf teilnehmen würde. Das primäre Interesse Stefans war also darauf gerichtet, die Grenzen seines Fürstentums und die wichtigen Transportwege nach Aussen abzusichern. Dazu machte er sich auch daran, ein ganzes System von Grenzbefestigungen aufzubauen beziehungsweise vorhandene Anlagen zu verstärken. Es gelangen denn Stefan auch einige bemerkenswerte Erfolge gegen die osmanischen Truppen. Diese Siege waren angesichts der ungleichen Kräfteverhältnisse nur möglich dank einer ganzen Reihe von Faktoren. Wichtig war, dass Stefan einen Grossteil der erwachsenen männlichen Bevölkerung für seine Truppen rekrutierte. Das überwiegend aus leichtbewaffneten Fusssoldaten bestehende Heer Stefans war erstaunlich leistungsfähig. Wie auch aus anderen Kontexten bekannt ist, hatten leichtbewaffnete Bauernheere einem

zahlenmässig und technisch weit überlegenen Feind auch manche Vorteile. Die Schlachten der alten Eidgenossen des Spätmittelalters zeigen, dass sie dank ihrer Wendigkeit sogar den schweren Ritterheeren der Habsburger Niederlagen zufügen konnten. Die Ritterheere Westeuropas kämpften nach ganz speziellen Regeln, in denen dem Ehrenkodex des Ritters grosse Bedeutung zukam. Der Beweis von Tapferkeit, die Auszeichnung in der frontalen Konfrontation von Mann zu Mann stellten das Ideal des Rittertums dar. Diese Heere waren allerdings schwer beweglich und daher taktisch sehr träge. Die Rüstung schützte den Ritter zwar vor Verwundungen, machten ihn zugleich aber so schwer, dass mit den Pferden nur noch schwerfällige Bewegungen möglich waren. Ein aus dem Sattel gefallener Ritter konnte ohne fremde Hilfe in seiner Montur nicht mehr aufstehen und stellte ein leichtes Opfer für den Gegner dar. Dass ein Ritterheer im Kampf gegen die Osmanen völlig ungeeignet war, stellte sich spätestens 1396 anlässlich der Schlacht von Nikopolis an der Donau heraus. Die Schwebewaffneten westeuropäischen Ritter betrachteten es, in Unkenntnis der osmanischen Kampfweise, als Ehrensache, die frontale Konfrontation mit dem Gegner zu suchen und damit zu Kriegsruhm zu gelangen. Empört wiesen sie ungarische Vorschläge zurück, in den hinteren Reihen zu verbleiben, um die Flanken vor osmanischen Überraschungsangriffen zu schützen, zurück. Bei Schlachten unter westeuropäischen Ritterheeren war es Ehrensache, sich dem Gegner zu stellen. Das ging soweit, dass Absprachen über den Ort der Schlacht getroffen wurden.

Die Osmanen hingegen hatten aus der Steppentradition eine auf der leichtbewaffneten Reiterei basierende Kampftechnik beibehalten, in der rasche taktische Bewegungen, Überraschungseffekte und Überwältigung des Gegners, möglicherweise gefolgt von ebenso raschem Rückzug, entscheidend waren. Damit waren die Osmanen dem schwerfälligen Ritterheer vor Nikopolis weit überlegen und fügten ihm eine schwere Niederlage zu. Es zeigt sich, dass kulturellen Faktoren durchaus entscheidende Bedeutung in der Kriegsführung zukommen kann. Solange dem Kampf durch einen gemeinsamen kulturellen Code ein Rahmen gegeben ist, spielen Faktoren wie Truppenstärke und Bewaffnung eine wichtige Rolle. Eine ganz andere kulturelle Auffassung des Kampfes kann jedoch die Kraftverhältnisse entscheidend beeinflussen. Schon der verheerende Mongolensturm im östlichen Mitteleuropa von 1241 hatte gezeigt, dass mobile, leichtbewaffnete Reiter dank ihrer ungeheuren Schnelligkeit, dank guter Kommunikationsmittel und einem ausgebauten Kundschafterwesen über grosse Distanzen hinweg militärische Siege verbuchen konnten. Die Ziele der Kriegsführung waren aber auch ganz andere: nicht die im verhältnismässig kleinräumigen Westeuropa vorherrschende dauernde Kontrolle über ein Gebiet war das Kriegsziel bei den

Steppenvölkern, vielmehr die Ergänzung der eigenen Nahrungs- und Versorgungsgrundlage mit Gütern durch Einhebung von Tributen oder – falls diese verweigert wurden – Plünderung. In der osmanischen Kampftechnik hatten sich noch viele Elemente der Steppentradition erhalten, wenn es auch gerade ein Merkmal des osmanischen Erfolges war, dass sie sich die Vorteile der europäischen Kriegstechnik sehr schnell aneigneten.

Die osmanische Kampfweise ist zumindest ein Faktor, der nicht nur die schnelle Expansion des Reiches, sondern auch den auf den ersten Blick erstaunlichen Befund zu erklären vermag, weshalb ein kleines Fürstentum durch die Massenhafte Rekrutierung von leichtbewaffneten Bauern ernsthaften Widerstand leisten konnte. Genauso wie die Osmanischen Truppen war das moldauische Heer Stefans sehr beweglich und konnte taktische Rückzieher unternehmen, um dann im geeigneten Moment, in topographisch günstiger Lage, in einem Überraschungsangriff über den Gegner herzufallen, um sich danach schnell wieder zurückzuziehen. Den moldauischen Truppen kam dabei zugute, dass sie eine Rittertradition nicht kannten. Angesichts der langen Präsenz der Goldenen Horde in diesem Raum und der immer wieder plündernd in die Moldau einfallenden Krimtataren war in diesem Teil Europas die leichtbewaffnete Reiterei und Infanterie die adäquateste Kampftechnik. Im Verteidigungskampf gegen die Osmanen sollte sich dies als ein Vorteil erweisen. Ein weiterer Faktor, der zu den Siegen Stefans des Grossen über die Osmanen beitrug, war der Ausbau des Kundschafterwesens. Durch frühzeitige Informationen über die Absichten und Bewegungen seiner Gegner war es ihm möglich, seine Truppen entsprechend in Bewegung zu setzen. Er nutzte denn auch die Taktik der verbrannten Erde, um den gegnerischen Truppen die Versorgungsmöglichkeiten zu nehmen. Die Osmanischen Truppen liess man ins Leere laufen ohne die Konfrontation zu suchen, bis ein günstiger Moment für einen Überraschungsangriff gekommen war.

Erschwerend kam für die Osmanische Seite dazu, dass die Moldau, insbesondere ihre nördlichen Teile mit der Residenzstadt Suceava, am äusseren Radius ihrer Aktionsmöglichkeiten lag. Das Osmanische Heer versammelte sich in der Regel im Frühjahr und zog dann los. Da in der Regel im Winter nicht gekämpft wurde, blieben aufgrund der An- und Rückmarschwege der ganzen Truppen inklusive der Versorgung nur wenige Wochen im Sommer für grössere Kampfhandlungen. Das Zeitfenster, das für die Kriegsführung verwendet werden konnte, fiel je kürzer aus, je weiter das Operationsgebiet vom osmanischen Reichszentrum entfernt lag. Auch nach der vernichtenden Niederlage der ungarischen Truppen in der Schlacht von Mohács Ende August 1526 konnten die Osmanischen Truppen

ihren Sieg nicht unmittelbar ausnutzen, da Südungarn am äusseren Ende ihres Aktionsradiuses lag und für den Winter der Rückzug angetreten wurde.

Aufgrund verschiedener Faktoren war es Stefan dem Grossen also möglich, den Osmanen ernsthaften Widerstand entgegen zu setzen. Langfristig jedoch konnte die Moldau ohne Unterstützung von Aussen sich gegen die Osmanen nicht behaupten. Solange die Osmanen an anderen Orten gebunden waren, konnte eine Konfrontation gewagt werden, doch sah sich Stefan gezwungen, mehrfach Frieden zu schliessen und die Tributzahlungen wieder aufzunehmen. Letzendlich liessen sich auch die Schwarzmeerhäfen nicht halten, 1484 fielen Mauro Castro und Kilia in osmanische Hände. Damit war die Moldau vom Meer abgeschnitten. Der Widerstand Stefans des Grossen gegen die Osmanen hatte also das Osmanische Vordringen nicht verhindern können, sondern stellte im gesamten Kontext der Osmanischen Expansion in Südosteuropa nur eine Episode dar. Das Hauptinteresse der Osmanen lag denn auch nicht an einer Unterwerfung der Moldau. Das Fürstentum war eher von Interesse, um die rechte Flanke beim Vorstoss nach Mitteleuropa abzusichern und um Versorgungsgüter zu beziehen. Die osmanische Oberhoheit konnte denn auch von Stefan nur kurzfristig abgeschüttelt werden. Vielmehr war ein Widerstand gegen die Osmanen langfristig nicht nur wenig erfolgversprechend, sondern auch wenig sinnvoll. Da das Osmanische Reich fast das gesamte Schwarze Meer kontrollierte, war für den Handel eine Verständigung mit diesem nötig. Die Schwarzmeerhäfen und Handelsumschlagplätze Kilia und Mauro Castro öffneten denn auch ihre Tore nach nur kurzer osmanischer Belagerung.

Die Lage der Moldau in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, der Regierungszeit Stefans des Grossen, war also vor allem durch die konkurrenzierenden Hegemonialansprüche der benachbarten Mächte Ungarn, Polen und des Osmanischen Reiches bestimmt. Um sich einen möglichst grossen Handlungsspielraum zu sichern, versuchte Stefan der Grosse, die drei Reiche auf gleicher Distanz zu halten. Eine geschickte Schaukelpolitik, das Hin- und Herschwanken zwischen den Mächten, im Notfalle verbunden mit militärischem Widerstand und dem Versuch, die benachbarte Walachei dem osmanischen Einfluss zu entziehen waren die wichtigsten Elemente seiner Politik. Dem Osmanischen Reich gelang es nicht, der Moldau eine entscheidende Niederlage zuzufügen. Allerdings darf man darüber nicht übersehen, dass die Moldau trotzdem immer stärker in den Orbit der Osmanischen Herrschaft geriet.

Die Erinnerung an Stefan den Grossen waren nichtsdestotrotz äusserst nachhaltig. Die eingangs erwähnten Festlichkeiten von letztem Jahr zu seinem 500. Todestag zeugen davon. Es stellt sich jedoch die Frage, inwiefern Stefan der Grosse als Held nicht ein modernes Phänomen ist. Dazu sind einige Vorbemerkungen nötig. In der Forschung ist man sich

weitgehend darin einig, die europäischen Nationen als eine soziale und kulturelle Schöpfung zu verstehen, deren Anfänge in aller Regel nicht vor das 19. Jahrhundert zurückreichen, gerade im östlichen und südöstlichen Europa aber teilweise auch erst ins 20. Jahrhundert zu verlegen sind. Wenn wir uns auf Südosteuropa konzentrieren, kann die Nationswerdung ab dem 19. Jahrhundert stark verkürzt als Projekt einer sozialen und politischen Elite verstanden werden. Um ihre Rolle in der Gesellschaft zu legitimieren, adaptierten sie westeuropäische Vorstellungen, welche die Gesamtheit einer Bevölkerung als geschlossene nationale Gruppe verstand. Im Namen dieser Gruppe traten nun die Eliten auf und versuchten politische Forderungen durchzusetzen. Sie handelten also nicht als Vertreter berufsständischer oder sozialer Interessen, sondern als Interessensvertreter des gesamten „Volkes“.

Damit dieser Anspruch auch glaubwürdig war, wurde daher versucht, ein die gesamte Bevölkerung umfassendes Zusammengehörigkeitsgefühl zu schaffen, das bisher nicht bestanden hatte. Die zentralen Kategorien der Verbundenheit stellten bisher vor allem genealogische begründeten Abstammungsgemeinschaft wie Familie, Grossfamilie oder Clan, kleinräumigen Einheit wie Dorfgemeinschaft oder Talschaft, die Zugehörigkeit zu einer sozialen bzw. beruflichen Gruppe, ferner die Religions- oder Konfessionszugehörigkeit, etwa ein meist diffuses gesamtchristliches oder orthodoxes Verbundenheitsgefühl, dar. Das neue an der Nationsidee war nun, dass von den Eliten ein all diese partikalären Identitäten überspannendes Integrationsangebot an die Masse der Bevölkerung gemacht wurde. Grundlagen bildeten wahrgenommene kulturelle Gemeinsamkeiten wie Sprache, Konfession oder eine geteilte Geschichte. Dass sich je nach Definition dieser kulturellen Gemeinsamkeiten andere oder auch konkurrenzierende Nationsentwürfe ergaben, führte schon bald zu heftigen Konflikten zwischen den einzelnen Nationalbewegungen. Es war das Ziel jeder Bewegung, die unter den eigenen Definitionsentwurf der Nation fallenden Individuen möglichst vollständig für die eigene Nationsidee zu gewinnen. Da sich die bisherigen Identifizierungskriterien – genealogisch, kleinräumig, sozial oder konfessionelle begründete – kaum in Deckung bringen liessen mit den Nationsentwürfen der Elite, war es im Einzelfall alles andere als klar, für welche nationale Identifizierung sich ein Individuum entscheiden würde. Wo Quellen für diesen Vorgang vorliegen, zeigt sich, wie utopisch die Annahme einer quasi primordialen nationalen Gemeinschaft sind: wenn Sprache und Konfession in Südosteuropa zu den wichtigsten Merkmalen der modernen Nationen werden sollten, zeigte sich gerade, dass die Identifizierung eines Individuums mit einer Nation je nach Situation völlig quer zu bestehenden sprachlichen und konfessionellen Differenzen laufen konnten. Ja, vielmehr war es oftmals erst die Nation, welche mit der Propagierung von klar

unterscheidbaren Grenzen das Individuum zwang, sich für eines der angebotenen Konzepte zu entscheiden und so scharfe sprachlich-konfessionelle Grenzen erst schuf, was im Nachhinein wiederum als Bestätigung und Legitimierung für die Nationsidee erhalten konnte. Um die eigene Deutung von Nation durchsetzen zu können, waren die Eliten also dringend darauf angewiesen, dass die breite Bevölkerung sich mit dem jeweiligen Nationskonzept identifizieren konnte.

Dabei war es nun aber von grösster Wichtigkeit, an die lebensweltliche Erfahrung der jeweils umworbenen Individuen anzuknüpfen. Ein abstraktes intellektuelles Konzept einer Elite musste ohne Wirkung bleiben, solange es nicht in bekannte Deutungsmuster passte. Wie wollte man einen analphabetischen Bauern, einen Transhumanz treibenden Hirten davon zu überzeugen, dass ihn fundamentale Interessen und Gemeinsamkeiten mit einem französisch gebildeten Juristen, einem städtischen Händler oder einem landbesitzenden Bojaren verbanden? Die tagtägliche Erfahrung sprach dagegen, soziale Konflikte, die gegenseitige Fremdheit der Lebenswelt boten kaum Anknüpfungspunkte für eine übergreifende Identifizierung. Eine erfolgreiche Propagierung der Nationsidee musste daher an die bestehenden Vorstellungen des Einzelnen anknüpfen, diese aber für die Zwecke der Nationsidee umdeuten und ihnen so eine neue Sinnstiftung zu geben. In einer griffigen Formel auf den Punkt gebracht wurde dieser Vorgang als „Erfindung von Tradition“. Tatsächlich zeigt es sich bei näherer Betrachtung, dass viele vermeintlich uralte Traditionen relativ neue Erfindungen sind. Gerade im Bezug auf nationale Traditionen trifft dies in erhöhtem Masse zu. Ethnographische Studien haben sich in der Phase der Nationsbildung bemüht, ein ganzes Repertoire an typisch nationalen Merkmalen in der so genannten Volkskultur zu identifizieren. So wurden Bräuche, Trachten, Tänze, Lieder, Epen und so weiter gesammelt, klassifiziert und typische Merkmale der jeweils eigenen Volkes zu identifizieren versucht. Dabei war es weniger so, dass auf diese Weise bestehende „nationale“ Traditionen bloss festgestellt wurden, sondern gerade im Gegenteil wurden nationale Merkmale – etwa ein bestimmtes Muster in Kleidungsstücken – so überhaupt geschaffen. Ethnographische Merkmale dienten in der Vormoderne nur in den seltensten Fällen als Unterscheidungsmerkmal zwischen Sprachgruppen, sondern waren vor allem ein Merkmal der geteilten Lebenswelt, in der unterschiedlichste sprachlich-kulturelle Gruppen aufeinander trafen. Die von den Märchen- und Liedersammlern, den Ethnographen und Dichtern zusammengetragenen Merkmale, welche das vermeintliche Wesen der eigenen Nation ausmachten, waren also selber integraler Bestandteil der Konstruktion der Nation.

Dennoch wurde diese nicht in der Sache selbst begründete Interpretation von ethnographischen Merkmalen nicht als künstlich und konstruiert wahrgenommen und empfunden. Denn ganz offensichtlich liessen sich die festgestellten und beschriebenen Abgrenzungszeichen in der gelebten Volkskultur belegen, sie beruhten ja nicht auf der freien Erfindung der Intellektuellen.

Gerade an diesem Punkt scheint es daher sinnvoll zu sein, den Begriff der „Erfindung von Tradition“ zu hinterfragen. So viel er auch zur Erklärung der modernen Nationsbildung beitragen kann, so ist der Blick dennoch auch darauf zu lenken, welche Voraussetzungen dieser Erfindung überhaupt zugrunde liegen. Demnach ist die Erfindung von Tradition zwecks historischer Legitimierung einer Nation kein einmaliges, zeitlich klar eingrenzbare Phänomen, sondern ein kontinuierlicher Prozess, der in die Zeit vor der Nationsbildung zurückreicht. Erfindungen von Traditionen könnten sich dabei jeweils auf ältere Vorlagen, auf bereits früher erfundene Traditionen stützen. Erfindungen von Traditionen stehen damit selber in einer „Tradition der Erfindung“. In der alten Ordnung verhaftete Vorstellungen und kulturelle Merkmale würden gleichsam als „kulturelles Kapital“ von vorhergehenden Generationen übernommen, aber jeweils neu strukturiert und mit einer neuen Sinnstiftung versehen. Erfundene Traditionen sind damit weniger als reine Erfindungen, sondern vielmehr als eine neuartige Strukturierung des überlieferten kulturellen Kapitals zu verstehen. In jeder Gruppe ist ein bestimmtes Repertoire an kulturellen Formen vorhanden, aus dem sich die jeweiligen Generationen bedienen und daraus Elemente derart selektieren und strukturieren, dass sich daraus Sinnstiftungen und Deutungsangebote herleiten lassen, welche die aktuellen Bedürfnisse befriedigen. Das Formeninventar erweist sich dabei aber als flexibel: bestimmte Elemente können zeitweise oder dauerhaft vergessen werden, neue kommen dazu. Kaum aber kommt es innert kurzer Zeit zu einem kompletten Austausch des Repertoires, vielmehr erweisen sich die Mechanismen der Selektion und Umstrukturierung als mächtig genug, auch unterschiedlichsten Deutungen mit Rückgriff auf das gleiche Formeninventar gerecht zu werden. Traditionen sind daher keineswegs als statische Gebilde zu verstehen, sondern werden laufend neu konstituiert und stellen so sich dynamisch entwickelnde Phänomene dar. Es zeigt sich daher, dass die Deutung von Symbolen je nach Situation durchaus sehr unterschiedlich sein kann. Symbole weisen gerade die Eigenschaft auf, dass sie aus der Überlagerung mehrerer Deutungsebenen bestehen. Ein Symbol kann so eine bestimmte Idee repräsentieren, die jedoch von den Beteiligten unterschiedlich interpretiert wird. Diese unterschiedlichen Deutungen überdeckt das Symbol jedoch, es wird vielmehr zu einem

Konflikte und Dissens überwölbenden Instrument, das auf eine gemeinsame Grundidee verweist, ohne die abweichenden Einzeldeutungen hervortreten zu lassen.

Hier kehren wir jetzt wieder zu Stefan dem Grossen zurück. Ich habe am Anfang erwähnt, dass Stefan als Nationalheld sowohl in Rumänien als auch in der Republik Moldau grosse Verehrung genießt. Die Frage ist nun, auf welches Fundament die beiden Nationalbewegungen aufbauen konnten, als sie Stefan den Grossen zu einem ihrer zentralen Symbole machten. In welchem Ausmasse blieb Stefan der Grosse nach seinem Tod in der Erinnerung der Leute lebendig, und wie wurde seine Person gedeutet? Diese Frage nach den Vorstellungswelten in der Vormoderne ist natürlich gerade für den Raum um den es hier geht sehr heikel, da die Quellenlage sehr schlecht ist. Zudem stellt sich das Problem, dass gerade die mündliche Überlieferung, die in der Vormoderne einen der wichtigsten Kanäle der Tradierung von Erinnerung darstellt, nur sehr schwer als Quelle herangezogen werden kann. So weiss man, dass die mündliche Überlieferung, die direkte Erinnerung an Ereignisse oder Personen nach zwei bis drei, maximal vier Generationen erlischt. Diese von der Forschung auch „kommunikatives Gedächtnis“ genannten Erinnerungen halten sich also im besten Falle maximal 80 bis 100 Jahren, in der Regel aber eher weniger. Die gezielte Aufzeichnung der Volksüberlieferung beginnt aber im Falle der Moldau erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Damit können also mit entsprechender methodologischer Vorsicht bestenfalls noch Rückschlüsse auf das späte 18. Jahrhundert gemacht werden. Ob und wie Stefan der Grosse jedoch zuvor in der Erinnerung präsent war, können wir auf diese Weise nicht rekonstruieren. Gefährlich wäre dies vor allem deshalb, weil damit zu rechnen ist, dass die Aufzeichnungen der volkstümlichen Überlieferungen des 19. Jahrhunderts bereits von der zeitgenössischen Propagierung Stefans des Grossen durch die Nationalbewegung beeinflusst ist. Wenn also bei einem Bauern eine Erzählung über die Heldentaten Stefans des Grossen aufgezeichnet wird, muss dies nicht unbedingt auf eine kontinuierliche Überlieferungstradition seit dem Spätmittelalter beruhen. Sehr gut möglich ist auch, dass er während seines Lebens, etwa im Militärdienst, in der Schule oder im Kontakt mit der Verwaltung, Elemente aufgeschnappt hat, die er dann mit anderen verknüpft und zu einer Geschichte verwebt.

Um Aussagen über die Formen der Erinnerung an Stefan den Grossen in den Jahrhunderten nach seinem Ableben treffen zu können, sind wir also auf andere Methoden angewiesen. Hier kommt nun eine andere Form der Erinnerung ins Spiel, die im Gegensatz zum vorher erwähnten „kommunikativen Gedächtnis“ als „kulturelles Gedächtnis“ bezeichnet wird. Dabei handelt es sich um eine vom einzelnen Individuum losgelöste Form des Erinnerns. Das Erinnern wird gleichsam in Erinnerungsstiftende Objekte ausgelagert. Man spricht dabei von

Erinnerungsorten. Dabei kann es sich um reale Orte im geographischen Sinne handeln, aber auch um eher abstrakte, symbolische Formen. Wichtig ist, dass diese Objekte Träger von Erinnerungen sind und, da sie nicht an ein sterbliche Individuum gebunden sind, auch über Generationen hinweg überdauern. Was wüssten wir nicht-Ägyptologen noch von den Pharaonen, wenn wir nicht die monumentalen Pyramiden als Erinnerungsorte hätten? Stefan der Grosse hat nun keine Pyramiden bauen lassen, aber eine ganze Reihe von Erinnerungsorten in der ganzen Moldau verweisen auf seine Person. Stefan war nämlich nicht nur ein geschickter Feldherr, sondern, wie sich das für einen vormodernen Herrscher gehört, auch ein „ctitor“, ein Stifter. In der Moldau haben sich eine grosse Anzahl von Kirchen und Klöstern erhalten, die von Stefan gestiftet worden sind oder denen er Unterstützung zukommen liess. Als Stifter tauch sein Bildnis denn auch auf Kirchenmauern oder in alten Handschriften in Form von Fresken und Motivbildern immer wieder auf. An verschiedenen Stellen im Fürstentum Moldau waren also Bilder des Fürsten präsent und dies an für die Vormoderne derart zentralen Orten wie Kirchen und Klöstern. In unserer heutigen, Medien- und Bildergesättigten Welt muss man sich vorstellen, dass in der Vormoderne ganz andere Wahrnehmungsstrukturen vorherrschten als dies heutzutage der Fall ist. Die Reizschwelle lag bedeutend tiefer, da das Auge viel seltener durch Bildinformationen gereizt wurde. Dem Bild kam auch eine ganz andere Bedeutung zu: überall vermeinte man versteckte göttliche Botschaften und Hinweise auf den Gang der Geschichte zu entdecken. Bilder wurden also viel intensiver wahrgenommen und konnten daher wohl auch viel intensiver wirken als heute. Bildliche Darstellungen sind also bestimmt ein wichtiger Erinnerungsort, bei dem wir davon ausgehen können, dass sie irgendeine Art der Erinnerung an die dargestellte Person, hier also Stefan den Grossen, bewirkt haben.

Neben den Kirchen und Klöstern waren es aber auch andere, nicht minder eindrückliche Bauwerke, die als Erinnerungsorte über das ganze Land verstreut die Erinnerung an Stefan den Grossen prägten. Dabei handelt es sich um die vielen Festungen, die Stefan der Grosse errichten oder ausbessern liess oder die sonst in seinen Kämpfen eine wichtige Rolle spielten. Viele davon standen im Lande als Ruinen herum, denn mit der fortschreitenden Einbeziehung der Moldau in den osmanischen Herrschaftsbereich hatten sie nicht nur ihre militärische Funktion verloren, vielmehr durften die moldauischen Fürsten keine Festungen mehr unterhalten und mussten die bestehenden Anlagen schleifen. In dem knappen halben Jahrhundert von Stefans Regierungszeit war es das letzte Mal gewesen, dass diese Festungen eine bedeutende Rolle gespielt hatten. Auch lange nach seinem Tod wurde die Erinnerung an Stefan den Grossen, die mit diesen Wehranlagen verbunden war, nicht durch andere Fürsten

oder Feldherren überdeckt, da sie mit Stefans Tod weitgehend ihrer Bedeutung eingebüsst hatten. Umso kontrastreicher hob sich vor diesem Hintergrund die Figur des spätmittelalterlichen Türkenkämpfers ab. Keiner der Nachfolger Stefans konnte auch nur annähernd in ähnlicher Weise mit diesen Festungsbauten in Verbindung gebracht werden. Allein die physische Präsenz von mächtigen Ruinen aber, die im späten 16. oder 17. Jahrhundert kaum mehr eine Bedeutung erfüllten, war erklärungsbedürftig. Auf diese Weise trugen sie dazu bei, die Erinnerung an Stefan den Grossen im kulturellen Gedächtnis zu tradieren. Sie waren, vielleicht in noch wesentlich grösserem Ausmass als die kirchlichen Stiftungen, zentrale Erinnerungsorte.

Dass dies nicht nur eine Behauptung ist, lässt sich mit Quellen belegen. Der bekannte moldauische Chronist Miron Costin hielt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, also rund 200 Jahre nach dem Wirken Stefans des Grossen, fest, dass mehr als jeder andere der berühmte Fürst Stefan am Bau von Festungen beteiligt gewesen sei, die noch immer, oft als Ruinen, im Lande stünden. Auch andere Quellen wissen ähnliches zu berichten. Ein polnischer Reisender wusste um 1600 herum von einem Hügel zu berichten, von dem die lokale Bevölkerung behauptete, hier seien 100.000 Türken von Stefan dem Grossen umgebracht worden. Diese Aussage ist bemerkenswert, denn sie zeigt uns, dass Stefan 100 Jahre nach seinem Tode nicht nur in der Erinnerung fortlebte, sondern dass auch eine wesentliche Eigenschaft mit ihm verknüpft wurde: nämlich die des siegreichen Türkenkämpfers. Dabei ist es völlig belanglos, dass die masslos übertriebene Anzahl von 100.000 gefallenem Türken sich historisch nicht belegen lässt. Im Gegenteil ist die Übertreibung hier als Stilmittel zu betrachten, das die Wichtigkeit des Fürsten umso stärker hervorheben soll. Vor der Negativfolie der immer wieder stattfindenden osmanischen Kriegszüge in die Moldau bildete die vergangene Regierungszeit Stefans des Grossen quasi ein strahlendes Gegenbild, das auf eine alte Ordnung zu verweisen schien. Die Unbilden der Gegenwart liessen sich so erklärend in einen grösseren Zusammenhang einordnen.

Auch andere Reisende, die im Laufe des 17. Jahrhunderts die Moldau besuchten, hörten von Stefan dem Grossen und berichteten in ihren Werken darüber. Paul von Aleppo, der Begleiter des Patriarchen Makarios von Antiochien, vermerkte so um die Mitte des 17. Jahrhunderts, Stefan der Grosse sei ein berühmter Kriegsheld gewesen, den alle gefürchtet hätten. Ähnlich tönte es schliesslich in der Beschreibung der Moldau von Dimitrie Cantemir, der als moldauischer Fürst gezwungen war, nach Russland ins Exil zu fliehen. Anfangs des 18. Jahrhunderts berichtete er, dass die Moldau unter Stefan dem Grossen „den höchsten Gipfel [ihrer Macht]“ erreichte hätte: „Er war ein überaus lobenswürdiger Fürst, und ein tapferer

Vertheidiger seines Vaterlandes gegen alle Angriffe seiner Feinde, von welcher Seite sie auch herkamen“. Zur gleichen Zeit, Anfangs des 18. Jahrhunderts, finden wir auch in einer weiteren bekannten moldauischen Chronik, derjenigen von Ioan Neculce, eine Reihe von historischen Legenden aufgezeichnet. In einer hiess es etwa: „Fürst Stefan der Gute hat viele Kriege geführt. Und so hört man von alten und weisen Leuten, dass so viele Kriege er führte, so viele Kirchen und Klöster hat er gemacht“. An einer anderen Stelle zeichnete Neculce eine Legende auf, die Stefan den Grossen als fürsorglichen Herrscher zeigte, der sich der Armen und schwachen annahm: demgemäss traf Stefan einen Bauern, der an einem Sonntag pflügte. Von Stefan darauf angesprochen, warum er ausgerechnet an einem heiligen Sonntag pflüge, antwortete der Bauer, er sei arm und sein Bruder wolle ihm den Pflug an anderen Tagen nicht ausleihen. Auf diese Antwort hin nahm der Fürst den Pflug dem reichen Bruder zur Strafe weg und schenkte ihn dem armen Bauern. Wiederum ist in unserem Kontext nicht interessant, auf welcher Grundlage eine solche Geschichte entstanden war. Vielmehr ist von Relevanz, dass Stefan der Grosse auch 200 Jahre nach seinem Tod in der Erinnerung nicht nur präsent war, sondern auch mit ganz bestimmten, positiven Qualitäten in Zusammenhang gebracht wurde. Ihm wurden hier im Rahmen dieser Geschichte die Qualitäten eines idealen Herrschers zugesprochen. Der Handlungsbereich der Geschichte aus dem Bauernleben zeigt, dass mit Stefan dem Grossen durchaus auch Sorgen und Nöte der tagtäglichen Lebenswelt in Verbindung gebracht werden konnten. Stefan wurde damit weniger als historische Person erinnert, sondern als eine idealisierte Figur, auf die sich die konkreten Probleme des Einzelnen projizieren liessen. Interessant an der vorliegenden Geschichte ist darüber hinaus aber auch, dass sie sich in einer fast identischen Form auch in einer Sammlung mündlicher Überlieferungen aus dem Ende des 19. Jahrhunderts belegen lässt. Es ist zu vermuten, dass es hier zu einer Interferenz von mündlich tradiertem „kommunikativem“ und schriftlich tradiertem „kulturellem“ Gedächtnis gekommen ist. Sowieso lassen sich beider Bereiche in der Praxis nicht scharf trennen: die Aufzeichnungen über Stefan den Grossen in verschiedenen Jahrhunderten griffen jeweils auf mündliche Vorlagen zurück, eine einmal schriftlich fixierte Version hingegen konnte auch wieder auf die mündliche Überlieferung zurückwirken. So traten beide Formen der Erinnerung in Wechselwirkung und beeinflussten sich gegenseitig.

Ich möchte noch eine weitere Form von Erinnerungsorten erwähnen, die dazu beigetragen haben, die Erinnerung an Stefan den Grossen weiterzuführen. Dabei handelt es sich ebenfalls um schriftliche Aufzeichnungen, diesmal aber nicht in literarisch-narrativer Form, sondern in der Form von Rechtsakten und Urkunden. Kein anderer moldauischer Fürst konnte eine

ähnlich lange Regierungszeit wie Stefan der Grosse aufweisen. Mit den 47 Jahren auf dem Thron hält Stefan der Grosse den absoluten Rekord aller vorangehenden und nachfolgender Fürsten. Doch nicht nur das, von wenigen Ausnahmen abgesehen wechselten sich die Herrscher in der Moldau in der Regel sehr häufig, vor allem nach Stefans Tod. Im Durchschnitt regierte ein moldauischer Fürst im 16. Jahrhundert gerade einmal knapp vier Jahre, also nur gerade einen 12. der Regierungszeit Stefans. Nur gerade zwei Fürsten war es in dieser Zeit vergönnt, mehr als 10 Jahre zu herrschen, über 20 aber verbrachten weniger als 6 Jahre auf dem Thron. Im 17. und 18. Jahrhundert sah die Lage im Wesentlichen nicht viel anders aus. Man kann daraus erahnen, welch grosses Gewicht Stefan allein dank der quantitativen Länge seiner Regierungszeit zukam. Denn mit einer langen Regierungszeit waren entsprechend auch eine vergleichsweise grosse Zahl an Urkunden verbunden, die der Fürst im Laufe seiner Regierungsjahre ausstellen konnte. Inwiefern können aber Urkunden aus dem späten 15. Jahrhundert im 16. oder 17. Jahrhundert noch von Relevanz sein? Sie waren es sehr wohl, denn in vielen dieser Schriftstücke waren Besitztümer zugesprochen und Schenkungen getätigt worden. Das Vorzeigen der Urkunde war in Streitfällen also ein wichtiges Beweisstück, um seine Ansprüche geltend machen zu können. Ein Beispiel soll hier genügen: eine Urkunde von 1632 dokumentiert den Streit zwischen der Verwandtschaft von Vasilie Purcel mit der Verwandtschaft des Popen Gligorie aus Glodeni um ein Stück Land im Dorf Codăești. Das umstrittene Stück Land war den Leuten Vasilies von der Verwandtschaft des Popen weggenommen worden, indem sie mit List und Betrug die Versetzung der Grenzmarkierungen erreicht hatten. Dies wurde nun rückgängig gemacht, da die Kläger, Vasilie und seine Leute, eine alte Urkunde von Stefan dem Grossen vorweisen konnten, wonach dieses Grundstück ihren Vorfahren seit den Tagen Stefans gehört hatte, und die Versetzung der Grundstücksgrenze zudem ohne die Anhörung von Zeugen vorgenommen worden war.

Das alte Schriftstück war hier von sehr konkreter Bedeutung für Vasilie, konnte er doch so seine Besitzansprüche legitimieren. Der Verweis darauf, dass die Versetzung ausserdem unrechtmässig sei, da keine Zeugen angehört worden waren, deutet darauf hin, dass einem breiteren Personenkreis vor Ort bekannt war, dass das Grundstück seit Generationen im Besitze von Vasilies Familie gestanden hatte. Sicher wird diese im Dorf ihre Ansprüche auch mit Berufung auf ihre Urkunde bekannt gemacht haben, wobei die Berufung auf einen möglichst langen, kontinuierlichen Besitz umso mehr Achtung verschaffen musste. Konnte jemand sogar mit Berufung auf einen lange dahingeschiedenen Fürsten wie Stefan den Grossen verweisen, musste das umso mehr Prestige verschaffen. Dass die Dorfbewohner in diesem wie auch in anderen vergleichbaren Fällen den Namen Stefans unmittelbar erfuhren, lässt sich zwar nicht belegen, sondern bloss vermuten. Doch da nur wenige Fürsten aufgrund

der Dauer ihrer Amtszeit derart viele Spuren in den Dokumenten hinterlassen und damit einer grossen Personengruppe der Legitimierung ihrer Ansprüche gedient haben, dürfte Stefan der Grosse sicher auch weit häufiger als andere Herrscher Teil der Vorstellungswelt gewesen sein. Solche in der Regierungszeit Stefans ausgestellten Urkunden stellten damit wichtige Erinnerungsorte dar, welche das Andenken an den Fürsten wach hielten.

Inwiefern Stefan in der Vorstellung auch der einfachen Leute tatsächlich präsent war, lässt sich auch über die Untersuchung der in der Moldau verbreiteten Taufnamen ablesen. Taufnamen orientierten sich dabei oftmals an christlichen Namen (etwa an den Heiligen des Geburtstages), an Mitgliedern oder Vorfahren aus der eigenen Familie, aber auch die Imitation von Namen, die in der Oberschicht verbreitet waren, spielte eine gewisse Rolle. Im Vergleich mit dem benachbarten Fürstentum Walachei lässt sich nun für die Moldau – stichprobenweise für die Mitte des 17. Jahrhundert – der Name Stefan signifikant häufiger auftauchen, und zwar bei allen sozialen Schichten. Der Name Stefan war also eine gewisse lokale Besonderheit, und es wäre zu vermuten, dass hier auch die Erinnerung an Stefan den Grossen eine gewisse Rolle spielte.

Aus all dem gesagten glaube ich den Schluss wagen zu dürfen, dass Stefan der Grosse auch über seinen Tod hinaus Teil der aktiven Erinnerung, des kommunikativen wie des kulturellen Gedächtnisses, war. Die zentralen Elemente der Figur Stefans betrafen damit vor allem seine Rolle als Türkenkämpfer und als Versinnbildlichung des Herrscherideals, sei es nun in Bezug auf die kirchlichen Stiftungen, sei es als wohltätiger Herrscher. Es zeigt sich im Vergleich mit anderen südosteuropäischen Völkern, dass auch hier die Elemente der heldenhaften Türkenkämpfer und die Vorstellung eines glücklichen Urzustandes, der später gestört worden ist, zu den weitest verbreiteten Motiven gehören. Sie waren Elemente, die unmittelbar an die persönlichen Erfahrungen und die Lebenswelt der Menschen anknüpften und die daher eine sinnstiftende Wirkung entfalteten. Nur so lässt sich erklären, warum die Erinnerung daran über Jahrhunderte erhalten blieb oder genauer: warum sich jede Generation die Erinnerung daran von neuem aneignete. Dieser Aspekt der Aneignung ist zentral, denn Erinnerung wird ja nicht quasi von Geburt her mitgenommen, sondern sie wird im Laufe des Lebens erworben. Erinnerung ohne konkreten Zusammenhang mit der eigenen Lebenswelt, ohne sinnstiftende Wirkung bedeutet für die Ökonomie des Gedächtnishaushaltes nur unnötigen Ballast, der bald vergessen, nicht mehr erinnert wird.

Hier zeigt sich nun, warum gerade Herrscherfiguren und speziell ein Türkenkämpfer wie Stefan der Grosse sich besonders gut eigneten, um von der Elite im Rahmen der Propagierung der Nationsidee nutzbar gemacht zu werden. Da sie fester Bestandteil des Repertoires der

mündlichen Überlieferung, der Erinnerung waren, musste die Identifizierung mit diesen Figuren nicht erst mühsam vermittelt und durchgesetzt werden. Es reichte, sich auf Stefan den Grossen zu beziehen, damit sich jedes Individuum etwas darunter vorstellen konnte. Bloss musste es sich dabei nicht bei allen um denselben Bedeutungsgehalt handeln. Die Vorstellungen des Einzelnen konnten dabei durchaus in ganz unterschiedliche Richtungen gehen. Wichtig war daher, die Deutungshoheit über das Symbol Stefan den Grossen zu erlangen, also der eigenen Interpretation Geltung verschaffen zu können. Dazu bedienten sich die Eliten diverser Institutionen in den neu geschaffenen Staaten, die besser als „nationalisierende Staaten“ denn als „Nationalstaaten“ bezeichnet werden können. Stellvertretend zu nennen ist hier eine der wohl wichtigsten Institutionen, nämlich die Schule, in der eine für die gesamte Gesellschaft verbindliche Deutung verbreitet werden konnte. Aber auch öffentliche Feierlichkeiten, Statuen und Denkmäler, aber auch Gedichte und Kunstwerke wirkten in dieselbe Richtung. Es wurde so eine mit hegemonialem Anspruch versehene Deutung Stefans des Grossen verbreitet, die eine Sinnstiftung für die neue Ordnung, die Organisation innerhalb eines auf einer ethnisch-nationalen Gruppe aufbauenden Nationalstaates, bezweckte. Die neue nationale Elite legitimierte auf diese Weise ihre gesellschaftliche Position, indem sie sich als Sachwalterin der Vergangenheit ausgab. Indem die Elite so an die Vergangenheit anknüpfte, konnte sie den grundlegenden Wandel, der die Gesellschaft erfasste, verdecken. Die Berufung auf die Vergangenheit, die massive Indienstnahme der Geschichte kaschierte dabei, dass nun ganz neue Formen der Vergesellschaftung Einzug hielten. Diese Kulisse hatte den Zweck, den Umbruch abzumildern, ihn kaum wahrnehmbar ablaufen zu lassen. Altbekannte Formen behielten dabei weiterhin ihre Gültigkeit, unmerklich vollzog sich aber ein radikaler Bedeutungswandel des Inhaltes.

Dieser Bedeutungswandel konnte aber nicht beliebig weit gehen und auch nicht in beliebigem Tempo vonstatten gehen. Wenn es zu einer zu grossen Diskrepanz zwischen dem bisher üblichen Zeichen und seiner Bedeutung gekommen wäre, wäre die Verschiebung als solche offensichtlich geworden und hätte ihre Wirkung nicht mehr entfalten können. Um glaubwürdig zu sein, konnte der Gehalt also nicht zu radikal umgewandelt werden. Die Grundbedeutung, die zentrale Aussage des Symbols konnte nicht verändert werden, wohl aber die damit verbundene Interpretation. Wenn man sich die Art der Erinnerung an Stefan den Grossen in der Vormoderne betrachtet, könnte man als Bedeutungskern etwa die „Verteidigung des Eigenen vor dem Fremden“ herauschälen. Wie nun dieser relativ stabile Bedeutungskern in der konkreten historischen Situation jeweils aufgefüllt wurde, war nun relativ frei.

Waren die Fremden in der Vormoderne die „Türken“ (im Sinne von Moslems), das eigene hingegen die eigene Lebenswelt der Familie, des Dorfes, des Landes oder der Christenheit, so konnte sich dies verschieben. Im 19. Jahrhundert konnte Stefan der Grosse dann als Unabhängigkeitskämpfer gefeiert werden, als es darum ging, einen eigenen, unabhängigen Nationalstaat zu schaffen. Der Bedeutungskern des „Eigen“ bezog sich nun nicht mehr auf Vormoderne Identifizierungskategorien, sondern auf das moderne Konzept der Nation. Der Fremde war nun nicht mehr oder nicht ausschliesslich der Türke, sondern konnte ebenso gut der Russe sein. In diesem Sinne also konnte ein Symbol wie Stefan der Grosse umgedeutet werden, obschon dieser Umdeutung klare Grenzen gesetzt waren: ein radikaler Bedeutungswandel hätte dem Symbol geschadet und ihm die Kraft der Sinnstiftung geraubt.

Einen Interessanten Fall einer solchen Umdeutung Stefans des Grossen erleben wir gerade auch in den letzten Jahren wieder in der GUS-Republik Moldau. Dazu ist zu sagen, dass das Gebiet des historischen Fürstentums Moldau 1812 in zwei etwa gleich grosse Teile aufgeteilt wurde: der eine Teil wurde Teil des Russländischen Reiches, der andere Teil verblieb als autonomes Fürstentum und vereinigte sich später mit dem Fürstentum Walachei, woraus der moderne Staat Rumänien entstand. In diesem rumänischen Staat nun wurde Stefan der Grosse als nationales Symbol im Rahmen der Nationsbildung von den Eliten geschaffen. Im russischen Teil der Moldau hingegen kam es bis ins 20. Jahrhundert hinein zu keiner Nationsbildung. Die dortige rumänischsprachige Bevölkerung fühlte sich nicht als Rumänen, sondern in einem lokalen, nicht nationalen, Sinne als Moldauer. Dies änderte sich auch nicht wesentlich, als dieses Gebiet in der Zwischenkriegszeit für 20 Jahre an Rumänien kam, bevor die Sowjetunion das Gebiet abermals besetzte. Unter sowjetischer Herrschaft vollzog sich nun eine interessante Entwicklung. Entsprechend der sowjetischen Nationalitätenpolitik und um die Gemeinsamkeiten mit Rumänien zu verwischen wurde nun eine eigenständige „Moldauische“ Nation und sogar eine moldauische Sprache propagiert. Dies, obschon sich diese moldauische Sprache praktisch nur durch den Gebrauch des kyrillischen Alphabetes von der rumänischen Sprache unterschied. Da im einst russischen und jetzt sowjetischen Teil der Moldau die rumänische Nationalbewegung nie wirksam werden konnte, war es das erste Mal, dass die lokale rumänischsprachige Bevölkerung ein Angebot der Identifizierung mit einer modernen Nation erhielt, ohne dass dies einer automatischen Russifizierung einhergegangen wäre. Das Moldauische, dem bisher eher in sozialer Hinsicht der Ruch des bäurischen, unzivilisierten, rückständigen anhaftete, konnte sich damit emanzipieren und als der russischen Kultur faktisch zwar nachgeordnete, aber im Prinzip doch gleichrangige Kultur auftreten. Plötzlich war es möglich, Bücher und Zeitungen nicht nur auf russisch, sondern in der eigenen Sprache zu lesen, Theater in der eigenen Sprache zu hören und die eigenen kulturellen Werte auf der offiziell anerkannten und institutionalisierten Ebene zu finden.

Interessant war der Umgang der Sowjets mit Stefan dem Grossen: er wurde, wenn auch nur zögerlich und mit viel Misstrauen, als eigenständiger Moldauischer Held in Ehren gehalten. Er konnte dazu dienen, das Trennende von Rumänien hervorzuheben: immerhin, so konnte man auf sowjetischer Seite

argumentieren, bestand zu Zeiten Stefans des Grossen ein moldauisches Fürstentum, aber kein rumänischer Staat. Die Sowjetrepublik Moldau stellte sich damit in eine Kontinuität mit dem mittelalterlichen Fürstentum und legitimierte so ihre Existenz und die Abgrenzung von Rumänien.

Mit der Perestrojka und Glosnost' Ende der 1980er Jahre meldeten sich in der Moldauischen Sowjetrepublik plötzlich unüberhörbar Stimmen, die diese sowjetische Position grundsätzlich in Frage stellten.

Zu einem der zentralen Symbole dieser pro-rumänischen Bewegung wurde Stefan der Grosse. Sein Denkmal im Zentrum von Chişinău, der Hauptstadt der Sowjetrepublik, wurde zum zentralen Erinnerungsort, wo sich Protest- und Demonstrationsveranstaltungen bildeten. Die Rückversetzung des Standbildes von Stefan dem Grossen an den Ort, von dem es einst von den Sowjets verschoben worden war, war einer der symbolisch wichtigsten Siege der prorumänischen Bewegung. Der Zentrale Boulevard in Chişinău, bisher nach Lenin benannt, erhielt nun den Namen Stefans des Grossen. Anfangs der 1990er Jahre schien im Zeichen des nationalen Aufbruches eine Vereinigung der bis anhin sowjetischen Moldau mit Rumänien nur noch eine Sache der Zeit zu sein. Stefan der Grosse stand dabei wie kein anderes Symbol für das Gesamt-rumänische Zusammengehörigkeitsgefühl, für die Zugehörigkeit der sowjetmoldauischen Bevölkerung zur rumänischen Nation. Mit der Unabhängigkeit der Republik Ende 1991 hatte diese pro-rumänische Bewegung ihren Höhepunkt erreicht. Von nun an aber zeigte sich plötzlich, wie wenig ein gesamt-rumänisches Nationalbewusstsein in der nun unabhängigen Republik mehrheitsfähig war. Nicht nur die zahlenmässig relativ starken Minderheiten, neben Russen und Ukrainern eine ganze Reihe weiterer Nationalitäten, wehrten sich teilweise vehement gegen eine Vereinigung mit Rumänien. Noch viel wichtiger war aber, dass selbst innerhalb der rumänischsprachigen Bevölkerung nur ein Teil sich mit der rumänischen Nation und dem rumänischen Staat identifizieren konnte. Vielmehr offenbarte sich, dass die sowjetische Nationalitätenpolitik mit der Propagierung einer eigenständigen Moldauischen Nation auf durchaus fruchtbaren Boden gefallen war. Dazu kam, dass die neue Elite des jungen Staates kein Interesse an einer Vereinigung mit Rumänien hatte. Denn dies hätte bedeutet, die eben errungene Stellung, die Entscheidungsgewalt und die Verfügung über Ressourcen wieder abzugeben. Die Mobilisierung unter national-rumänischem Vorzeichen hatte Ende der 1980er Jahre als Argument dazu gedient, dem Moskauer Zentrum Kompetenzen abzurufen. Nur mit Berufung auf „Rumänisches“ war die Markierung der Differenz vom Moskauer Zentrum möglich. Mit der Unabhängigkeit war dieses Moment verschwunden, und es bestand keine Notwendigkeit mehr, auf einer rumänischen Identität zu beharren. Vielmehr drohte nun eine exzessive Hinwendung zu Rumänien die erreichten Ziele zunichte zu machen, indem moldauische Interessen denen des rumänischen Staates untergeordnet worden wären. So kam es schon bald nach der Unabhängigkeit zu einer zuerst vorsichtigen, dann immer offensichtlicheren Abwendung von Rumänien und einer stärkeren Zuwendung an Russland bzw. die GUS. Es wurden nun in Abgrenzung von allem rumänischen das typisch moldauische betont. Dies äussert sich etwa in der Bezeichnung der offiziellen Sprache: nachdem diese in den ersten Jahren der

Unabhängigkeit noch als „rumänische“ Sprache bezeichnet wurde, wurde sie nun wiederum wie zu Zeiten der Sowjetunion als „moldauische“ Sprache bezeichnet.

Wie war nun in dieser Zeit der Umgang mit Stefan dem Grossen? Als Symbolfigur der pro-rumänischen Aufbruchs der späten 80er Jahre stellte er weiterhin das zentrale Symbol derjenigen Moldauer dar, die sich nach wie vor als Rumänen fühlten und für eine möglichst baldige Vereinigung der beiden Staaten plädierten. Für die offizielle Seite hatte er damit keine grosse Bedeutung mehr, vielmehr verwies er als Symbol auf eine Idee, die den Interessen der Elite des jungen Staates zuwiderlief.

Dies änderte sich erst nach dem Wahlsieg der Partei der Kommunisten im Jahre 2001. Die Kommunisten, denen bisher immer eine russenfreundliche Haltung unterstellt worden war, forcierten nun die moldovenistische Ausrichtung, also die Betonung einer von der rumänischen verschiedenen, eigenständigen moldauischen Nation. Dabei setzten sie aber auch neue Akzente. Die moldovenistische Sichtweise war nun nicht mehr mit der Anbindung an russische Interessen verknüpft, sondern machte die Distanzierung von Rumänien wie Russland gleichermassen zum zentralen Ausgangspunkt jeglicher Politik. Nur mithilfe einer Äquidistanz, so die Überlegung, konnte sich die kleine Moldau der Vereinnahmung durch rumänische beziehungsweise russische Interessen entziehen. Für den Zusammenhalt der in einer tiefen Identitätskrise steckenden Republik hatte dies durchaus einen ersten Hintergrund. Wenn sich die vor allem in den Städten dominierenden slawischen Minderheiten mit einem rumänischen Staat nicht identifizieren konnten, so war umgekehrt eine Identifizierung der sich der rumänischen Nation zugehörig fühlenden Moldauer mit einem stark an Russland angelehnten Staat nicht denkbar. Die Elite des Staates unter Präsident Voronin versuchte daher, eine Identitätspolitik zu entwerfen, die für beiderlei Seiten akzeptierbar war und die erst die Grundlage für ein den Staat zusammenhaltendes Identitätsbewusstsein schuf. In diesem Zusammenhang griffen die Kommunisten nun auf die Figur Stefans des Grossen zurück. Auf den ersten Blick mag dies erstaunen, denn keine Figur schien ungeeigneter, ein gesamt-moldauisches, die Minderheiten einschliessendes Nationskonzept zu legitimieren. Stefan stand ja eindeutig für die pro-rumänische Ausrichtung, für die gemeinsame Geschichte der jungen GUS-Republik und dem rumänischen Staat. Die Figur Stefans konnte also nicht ohne weiteres einfach nutzbar gemacht werden. Sie musste zuerst umgedeutet werden. Wie bereits ausgeführt, konnte diese Umdeutung aber nicht beliebig geschehen, sondern musste an frühere Konzepte, an den Bedeutungskern des Symbols anknüpfen. Diesen Bedeutungskern habe ich vorhin mit „Verteidigung des Eigenen vor dem Fremden“ umschrieben. In der historisch neuartigen Situation der, wenn auch prekären, Unabhängigkeit der Republik Moldau mussten nun die Komponenten „eigen“ und „fremd“ derart mit Bedeutung aufgefüllt werden, dass eine gesamt-moldauische Sinnstiftung möglich wurde. Kurzerhand wurde nun also Stefan der Grosse seiner Gesamtrumänischen Bedeutung entkleidet und er zu einem rein moldauischen Helden umstilisiert. Stefan sei ja schliesslich Fürst der Moldau gewesen, und einen rumänischen Staat habe es damals noch gar nicht gegeben, sondern dieser sei erst 350 Jahre nach seinem Tod entstanden, so betonten nun

offizielle Stellen in Chişinău. Als Verteidiger der Eigenständigkeit der Moldau gegenüber äusseren Feinden machten die staatlichen Stellen Stefan den Grossen gleichsam zum Vorkämpfer für die Unabhängigkeit der Republik Moldau. Mit dieser bemerkenswerten Umdeutung konnten sie damit rechnen, die Minderheiten genauso anzusprechen wie die moldauische Bevölkerung. Für letztere blieb Stefan der Grosse als Symbol und Identifizierungsfigur erhalten, seine Bedeutung im Kampf für die Unabhängigkeit wurde auch nun wieder betont. Den Minderheiten aber wurde Stefan der Grosse als Symbol angeboten, der jeglicher Art der Wiedervereinigung mit Rumänien ausschloss, denn dies hätte ja gerade die Aufgabe der Unabhängigkeit bedeutet. Damit wurde der Gegensatz zwischen pro-rumänischen und pro-russischen Sympathien in der Bevölkerung neutralisiert, indem diesen beiden ein integratives Nationskonzept entgegengestellt wurde, das die Distanzierung von Rumänien wie von Russland zum zentralen Element der Identität machte. Die unterschiedlichen Wünsche und Bedürfnisse der verschiedenen Bevölkerungsteile wurden damit nicht beseitigt, aber in Stefan dem Grossen war eine gemeinsame Symbolfigur geschaffen worden, die diese Konflikte überdeckte. In der Deutung der Figur wird jedes Individuum eigene Akzente setzen, aber als positiv konnotiertes Symbol wurde er nun zum verbindenden Element. Die Rolle von Symbolen besteht ja gerade darin, Konflikte nicht zu lösen, sondern sie im Gegenteil zu verschleiern, ihnen die desintegrierende Kraft zu rauben.

Somit haben die Kommunisten sich Stefan den Grossen in einer äusserst geschickten Weise angeeignet, um ihn zum Symbol ihrer Deutung zu machen. Wie gerade das letztjährige Jubiläum des 500. Todestages Stefans des Grossen und die damit verbundenen Auseinandersetzungen mit Rumänien gezeigt hat, betreibt die Elite eine ganz bewusste Umdeutungspolitik. In der mehrheitlich von Russen bewohnten Stadt Bălţi etwa liess Präsident Voronin eine Statue Stefans errichten und sprach anlässlich ihrer Enthüllung vom Unabhängigkeitskampf des mittelalterlichen Türkenkämpfers, den sich auch die Zeitgenossen zum Vorbild nehmen sollten.

Ein Beispiel mag zum Schluss aufzeigen, wie bewusst die offiziellen Stellen in Chişinău mit der Symbolik Stefans zum Zweck der Identitätsstiftung einer moldauischen Nation umgehen. Im August 2004 fand eine Feier statt, die dem Gedenken an den 60. Jahrestag der Befreiung Bessarabiens vom faschistischen Rumänien durch die Rote Armee vom 23. August 1944 gewidmet war. Der Parlamentssprecher Evgeny Ostapčuk und Regierungschef Vasile Tarlev legten zu diesem Anlass Blumen am Denkmal Stefans des Grossen nieder. Diese ausserordentlich symbolische Geste belegt den tiefen Bedeutungswandel, den die Figur Stefan auf Betreiben der offiziellen moldauischen Stellen durchgemacht hat. Als Symbol der gesamtrumänischen Verbundenheit wäre es völlig undenkbar gewesen, das Standbild Stefans des Grossen mit dem stark sowjetisch geprägten Gedenken an die Befreiung Bessarabiens zu verknüpfen, das ja gerade die Trennung von Rumänien besiegelte. Erst die Umdeutung Stefans im moldovenistischen Sinne ermöglichte eine Kombination dieser zwei so unterschiedlichen Traditionsstränge.

Die Erfindung der Tradition beruht hier also auf der Verknüpfung der Figur Stefans mit der sowjetischen Gedenkfeier. Die beiden Traditionen des Unabhängigkeitskämpfers Stefan bei der pro-rumänischen Bewegung als Abgrenzung gegen den russisch-sowjetischen Imperialismus einerseits, die sowjetische Gedenkfeier als Symbol der Verbundenheit mit Russland bzw. der Sowjetunion andererseits stehen für einander konträr gegenüberstehende Identitätskonzepte. In ihrer Kombination erhalten sie aber eine neue Qualität. Der unauflösbare scheinende Widerspruch zwischen den Konzepten einer Identifizierung mit Rumänien beziehungsweise mit Russland wird aufgelöst, indem ihnen eine Deutung entgegengestellt wird, welche die Distanzierung von Rumänien wie Russland gleichermassen zum konstituierenden Element der nationalen Identität macht. Die moldauische Identität wird nun erstmals nicht mehr in Funktion rumänischer oder russischer Identitäten gesehen, sondern als eigenständige Grösse verstanden. Diese Erfindung von Tradition geht jedoch nicht mit der Einführung neuer Symbole einher, die in einem mühsamen Prozess erst durchgesetzt werden müssten, sondern bedient sich beim kulturellen Kapital bisheriger Traditionen, die in einer neuen, originellen Weise strukturiert und mit einem neuen Sinn versehen werden. Da beim erwähnten symbolischen Akt anlässlich der Gedenkfeier sowohl die pro-rumänische als auch die pro-russische Seite mit je einem der eigenen Tradition entstammenden und verinnerlichten Symbol vertreten sind, wird die Akzeptanz der neu erfundenen Tradition gefördert. Das Identitätsangebot wirkt integrierend, da unterschiedliche Deutungen nicht gegeneinander ausgespielt, sondern anerkannt und in einen gemeinsamen Rahmen integriert werden. Indem es jeder Seite zugestanden wird, eigene Traditionen bruchlos fortzusetzen, kann die integrative Wirkung der einzelnen Traditionen beibehalten werden. Damit wird auf symbolischer Ebene nachvollzogen, was auf politischer Ebene als Konsens zwischen moldauischer Mehrheit und insbesondere slawischen Minderheiten ausgehandelt worden ist. Das Bekenntnis zu den bestehenden staatlichen Strukturen und die Integration der Minderheiten in eine primär territorial verstandene nationale Gemeinschaft erhält damit eine symbolische Repräsentation, die sich bei Formen bisheriger Traditionen bedient.

Um die verschiedenen Traditionen jedoch auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen ist ein Verzicht auf deren divergierende Aspekte nötig. So ist eine Akzeptanz Stefans des Grossen für die pro-russischen Kreise nur möglich, wenn er seiner Konnotation als gesamtrumänischer Held entledigt wird. Auch dabei können sich die Erfinder von Traditionen auf frühere Vorbilder berufen, vor allem auf die sowjetische Sicht von Stefan, die in ihm ebenfalls einen rein moldauischen Helden gesehen hatte. Doch selbst die Deutung Stefans durch die

sowjetischen Behörden konnte auf ältere Vorlagen zurückgreifen. Wie gezeigt worden ist, blieb die Erinnerung an Stefan den Grossen auch lange nach seinem Tod wach. Unabhängig der im Laufe der Zeit ständig wechselnden Deutung des Fürsten blieb ein Bedeutungskern doch recht konstant: Stefan als Verteidiger des Eigenen gegen das Fremde, die Bewahrung der Unabhängigkeit. Egal, ob Stefan in einem vormodernen, der christlichen Gemeinschaft beziehungsweise dem Herrschaftsgebiet der moldauischen Fürsten verpflichteten Sinne oder als moderne nationale Integrationsfigur gesehen wurde, der Gedanke der Verteidigung der Unabhängigkeit war ein Teil des kulturellen Kapitals, das in unterschiedlichsten Konstellationen sinnstiftend eingesetzt werden konnte. Die Vagheit des Konzeptes „Unabhängigkeit“ ermöglichte eine Vielzahl von Interpretationen. Erfundene Traditionen zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie oft vage und unbestimmte Werte repräsentieren, die genug Raum lassen, das Konzept an die jeweiligen Umstände anzupassen.

Da Stefan der Grosse die zentrale Tradition darstellt, an welche die Befürworter einer Vereinigung mit Rumänien anknüpfen, bedeutet für sie die Aneignung Stefans durch die moldovenistische Seite einen kaum wieder gutzumachenden Rückschlag. Denn damit ging ihnen das einzige über eine gewisse Tradition verfügende Symbol verlustig. Nur wer die Deutungsmacht der Symbole besitzt, kann die eigene Geltungsbehauptung auch durchsetzen. Ohne aber die notwendigen Ressourcen wie Schulen und deren Lehrpläne, Verfügung über die Medien, Benennung von Strassen, Organisierung von Zeremonien und Riten etc. zu kontrollieren, ist die pro-rumänische Seite gelähmt. Die Enteignung ihres zentralen Symbols zeigt nicht nur ihre Schwäche, sondern konstituiert gleichsam die Niederlage der pro-Rumänischen Seite. Die Nutzbarmachung Stefans kann als performatives Ritual verstanden werden, das nicht nur stellvertretend für etwas steht. Vielmehr entsteht das Gefühl der Verbundenheit oftmals erst im Rahmen von Ritualen, in Anlehnung an Symbole und Geltungsbehauptungen.

Die aktuelle Umdeutung Stefans des Grossen ist daher nicht nur von weitreichender Konsequenz für die Zukunft der Republik Moldau, sondern ist auch ein exemplarischer Fall für ein komplexes Symbol und die Mechanismen, die mit seinem Gebrauch verbunden sind. Nicht die Figur als solche, der im Spätmittelalter wirkende Stefan, sondern die jeweils aktuell in der Gesellschaft herrschenden Bedürfnisse sind das zentrale Moment, welches über die Art der Deutung entscheiden.